

Nachdruck verboten.

## Ein sprechendes Armband.

Weihnachtsgeschichte von Hermine Billinger.

Mit drei Abbildungen von P. Bauer.

Endlich, es war im November, sah sich der Genremaler Ferdinand Schönherz durch den glücklichen Verkauf eines Bildes in den Stand gesetzt, einen Winter in der deutschen Weltstadt zuzubringen. Wer war glücklicher, als seine junge Frau! Sie wußte freilich nicht, was für gefährliche Anlagen sie in ihrer Seele trug. — sie war ein Streberchen, — und daß Berlin gerade der Boden war, wo solche Keime im Umsehen zu üppigen Wäldern emporschießen, in deren Schatten sich nicht gut ruhen läßt. Er, Schönherz, eine stille, in sich geschlossene Natur, liebte dieses immer bewegliche, lebensfrische Weibchen unendlich, und daß sie so ungeduldig war und immer an ihm schob und drängte, war ihm recht gesund, denn es fehlte ihm alle Energie für den geschäftlichen Theil seines Berufes; er hätte am Liebsten so hingemalt, Bild auf Bild, und den lieben Herrgott für das Uebrige sorgen lassen.

Aber dann kam die kleine Frau:

„Hibi, geliebter Hibi, was bist Du für ein langweiliger Mensch, wie kannst Du Dein Licht so unter den Scheffel stellen! Andere mit Deinem Talent wären berühmte, Du aber bleibst ewig vergessen in Deinem stillen Winkel, mit Deinen alten Bauern und Holzmachern. Glaubst Du denn, herzliebtes Männle, ich kann das Kleingeld aus den Aermeln schüttern! Wenn Du nicht auf der Stelle ein Bild zum Verkauf schickst, können wir uns vor Ende dieses Monats als am Hungertod Verschiedene im Tageblättchen lesen.“

Außer diesen vierteljährlichen Erpressungs-Scenen lebten sie in ihrem kleinen Häuschen, dicht vor der Stadt, gar glücklich in den Tag hinein. Und wenn sie dann des Abends so jung und lebensfroh nach dem Walde schlenderten, Arm in Arm, lustig plaudernd und lachend, so hieß es in der Nachbarschaft allenthalben: „da kommt das Pärle“; gerade als ob es auf der ganzen weiten Welt nur ein so frohliches, ganz und gar zusammen gehörendes Paar gegeben hätte.

Aber, aber, die kleine Frau! Das Streberchen in ihr kam nie zur Ruhe; sie träumte in ihren einsamen Stunden, wenn der Mann auf die Modelljagd ging, von einem berühmten Gatten und saß und richtete in ihren Gedanken wundervolle Villen ein, — bis in die kleinsten Details. — Dann lag sie auf ihrem Divan ausgestreckt und wartete ihrer Gäste, lauter Leute aus der vornehmsten Gesellschaft; der Diener brachte ihre Karten auf dem silbernen Teller, während sie in der Zeitung einen höchst interessanten Artikel über das Schönherz'sche Atelier las. Er, Schönherz, sah in seiner hellgrauen Sammetbluse geradezu hinreißend aus; die Farbe paßte so gut zu dem sanften, freundlichen Blick seiner braunen Augen. Aber die junge Künstlersgattin war auch nicht zu verachten; sie trug —

„Frau Schönherz“, fragte Lisi, — das Mädchen für Alles, — unter der Thüre, „soll ich heut' Rüben, oder Sauerkraut, oder Bohnen zum Braten kochen?“

Und die kleine Frau fuhr aus ihren Träumen auf, sagte mit einer ganz unverhältnismäßigen Heftigkeit: „Bohnen!“ und rang dann hinter dem sich eiligst zurückziehenden Mädchen die Hände mit dem Ausruf:

„Kommen wir denn nie aus diesen miserablen Verhältnissen heraus!“

Da verkaufte Schönherz sein großes Bild, und seine Frau erklärte:

„Jetzt ist der Moment gekommen, wir gehen

nach Berlin; Du wirst in den Künstlerkreisen heimisch, stellst Deine Bilder aus, und unser Glück ist gemacht.“

Sie schrieb sofort an ihre in Berlin lebende Tante Commerzienrätthin. Diese war nie mit der Künstlerheirath der Nichte einverstanden gewesen, und die kleine, stolze Frau hatte denn auch, so lange sie in bescheidenen Verhältnissen lebte, nicht das Geringste von sich hören lassen. Jetzt trat sie ganz sicher auf, denn sie speculirte weder auf eine Unterstützung, noch auf ein gnädiges Entgegenkommen der reichen Verwandten; sie meldete einfach ihre Ankunft in Berlin:

sie wollten sich etwas Anregung holen in der Hauptstadt; den Gatten zogen die Künstler dort an, und sie hoffe dann und wann auch ihre Verwandten zu sehen.

Sie kamen an. Die Tante Commerzienrätthin hatte ihren Groll vergessen und zeigte sich voll Aufmerksamkeit. Eine hübsch möblirte Wohnung in der Königgräberstraße erwartete das junge Paar; die Mahlzeiten mußten sie selbstverständlich im Hause der Tante einnehmen, die ihnen auch ihre Equipage jederzeit zur Verfügung gestellt hatte.

Schönherz blieb angesichts des Glanzes, der sich



Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer.



vor ihm entfaltet, gelassen, wie immer, — aber die kleine Frau! Im Handumdrehen, förmlich hinterrücks, war der Gatte in eine großstädtische Erscheinung umgewandelt worden. Er mochte brummen, wie er wollte, und nach seinem alten Zeuge suchen; es war nicht mehr zu finden. Und nun erst sie! — Es war ihr größter Triumph, als ihr lieber Ferdinand eines Tages unter den Linden einfach an ihr vorbei rannte, und erst auf ihr helles Lachen hin umkehrte und sie anstarrte mit dem Ausruf:

„Mein Gott, diese schöne, elegante Dame ist meine Frau!“

Ja, sie war eine schöne, elegante Dame geworden, die überall, wo sie hinkam, Eindruck machte; sie wurde sogar in kurzer Zeit durch die unbefangene Frische ihres Wesens zum Mittelpunkt der Kreise, in denen sie verkehrte, und die Triumphe, die sie genoss, stiegen ihr zu Kopfe wie Champagner.

Es traf sie daher wie ein Schlag in's Gesicht, als die Gattin eines Portraitmalers eines Tages mit beispielloser Unverfrorenheit die Frage an sie stellte:

„Nicht wahr, Ihres Mannes Gebiet ist das niedere Genre?“

Und Ferdinand stand hinter ihr, wie immer an die Wand gelehnt, und sagte kein Wort, verteidigte sich nicht, sondern lächelte.

„Hör', lieber Mann,“ begann sie auf der Heimfahrt, „das ist doch zu arg, einfach nicht zum Aushalten!“

„Was denn?“

„Mein Gott, daß das 'niedere Genre' Dein Gebiet sein soll, und ich mir das sagen lassen muß, ohne daß Du auch nur die leiseste Miene machst, derartige Bosheiten gebührend zurückzuweisen.“

„Es ist ja aber doch wahr, so nennt man diese Richtung.“

„Dann, Fidi, geliebter Fidi, mußt Du sie aufgeben; Du mußt zum höheren Genre übergehen; ich höre Dein Talent, den Ton, die Stimmung in Deinen Bildern hier von allen Künstlern loben; es handelt sich also nur um den Stoff; Deine unglückselige Neigung für die niederen Schichten der Menschheit ist das einzige Hemmnis an Deinem Weiterkommen. O, ich habe es lange auf dem Herzen, und jetzt muß es einmal herunter; ich will ja nur Dein Glück, Deinen Ruhm, und mit Deinen Bauern und ungewaschenen Leuten wirst Du es nie zu etwas bringen. Wer interessiert sich denn für solche? Male ein Bild, wie das, worauf zwei elegante Menschen in's Wasser springen, und Du bist ein gemachter Mann; vor einer Verlassenen im Boudoir bleibt Alles stehen, an einer Verlassenen auf freiem Felde geht Jeder vorbei. Das ist nun einmal so, das Empfinden der gewöhnlichen Leute vermag uns nicht zu interessieren, weil sie roh sind, brutal, ja gemein. Ließt Du denn keine Zeitung? Da steht's geschrieben, da sieht man in Abgründe, daß es einen schandert! Und diese Sorte von Menschen verherrlichst Du, verherrlichst mein Mann und machst ihnen Miene, so wieder und treuherzig, als seien sie nicht Alle mit einander auf's Stehlen aus; o ja, schon drei Taschentücher sind mir hier abhanden gekommen, und das sind immer Deine Leute, Deine lieben Leute.“

„Run,“ meinte er lächelnd, „die haute finance wird Dir freilich nicht Deine Taschentücher stehlen, liebes Kind.“

„Und da findest Du am Ende das Treiben jener Leute ganz am Plage?“

„Weit davon entfernt; ich würde Jeden bei den Ohren packen, den ich bei einer solchen Beschäftigung ertappte; aber, mein liebes Kind, Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß alle ärmlich gekleideten und kümmerlich genährten Menschen Taschendiebe sind; ich könnte Dir tausend rührende Beweise von Ehrlichkeit, seinem Empfinden —“

„Und ich würde sie Dir alle miteinander nicht glauben,“ unterbrach sie ihn, „Du bist ehrlich, Du bist voll seiner Empfindung, da legst Du dies Alles in die Menschen hinein. Die feine Empfindung ist überhaupt nicht Sache der großen Menge.“

„Sie beschränkt sich am Ende ganz allein auf den ersten Stod,“ unterbrach sie der Gatte, „übrigens weißt Du auch, daß wir heute zum ersten Mal aus einander, beinahe ernstlich auseinander sind? . . . Aber, aber, Fücksle!“

Nicht einmal der Kosenamen, den er ihr, ihres rötlichen Haars wegen gab, machte heute Eindruck.

„Kurzum, wir sind in Berlin, damit Du Deinen Weg machst,“ erklärte sie, „und da Du ein Träumer bist, so ist es die Pflicht Deiner Frau, die Augen offen zu halten.“

„Aber, liebes Kind, ich sehe schon; es ist mir nur eine traurige Entdeckung, daß wir nicht dasselbe Genre kultivieren —“

„In Gesellschaft bist Du ein Stod,“ fiel sie ihm in die Rede, „Kopf an Kopf stehen die bedeutendsten

Leute herum, und Du thust nicht das Geringste, ihre Bekanntschaft zu machen, aber vor irgend einem Kötter auf der Gasse bleibst Du stehen.“

„Ja, siehst Du, so ein Kötter! Da liegt er, todtmüde, zusammengeklammert vor dem Karren seines Herrn; wachst ein Pflichtgefühl in diesem Herzen, in diesem Blick, der sich so gerne schließen möchte, aber nein, die Verantwortung, das Hab und Gut seines Herrn zu hüten, erlaubt ihm nur, mit offenen Augen der Ruhe zu pflegen.“

„Großer Gott,“ rief die junge Frau aus, „was unterlegst Du da wieder einer gedankenlosen Creatur, und so ist's mit Allem, und Du bist weiter nichts, als ein sentimentaler Mensch, und passst nicht in das Leben von heutzutage; wir werden es nie, nie zu etwas bringen.“

Da schwieg er, und sie kamen verstimmt in ihrer Wohnung an.

Nein, sie waren nicht länger „s Pärle“, „s Pärle par excellence“ vor allen andern Pärchen. Sie stritten jetzt den ganzen Tag, sie waren in allen Dingen verschiedener Ansicht. Im Anfang nahm er den Kampf humoristisch, aber als sie immer reizbarer, immer eifriger wurde in ihren Behauptungen, es sogar mit Spott versuchte, um ihm seine Richtung zu verleiden, da wurde er eines Tages zornig und sagte es ihr in dürren Worten, daß sie nichts verstehe, weder von der Kunst, noch vom Leben, daß die erstere mit all den Eigenschaften, die sie hoch und Niedrig unterstelle, nicht das Geringste zu thun habe, und er ihr rathe, doch ja um Gotteswillen nicht vor anderen Leuten solche kindischen Dinge zu äußern.

Kindische Dinge, — sie, die alle möglichen Zeitungen las, — und mit den bedeutendsten Menschen der Gegenwart verkehrte! O, es war klar, nur der Gatte verschloß sich ihrer Einsicht, ihrem plötzlich erwachten tieferen Verständniß für die Dinge dieser Welt und blieb seinem Wahne treu.

An diesem Wahne aber war nach ihrer Ansicht nur das Volk schuld; es trat trennend zwischen ihr Glück und sie nahm sich vor, nicht zu ruhen, bis sie diesen, ihren verhassten Nebenbuhler, aus dem Herzen des Gatten verdrängt hatte.

Alle Tage schnitt sie lange Artikel aus den Zeitungen, die sie las, und legte sie dem Gatten hin; sie stieß über von Missethaten aus jenen Kreisen, entpuppte sich zu einer wahren Sammlerin kleiner Scandal-Geschichten, die sie dem Gatten zu jeder Tageszeit aufsticht, immer mit dem Zusatz: „Dein Volk, lieber Mann, Dein Genre!“

Er hatte längst aufgehört, ihr zu widersprechen, denn er sah, es war umsonst; der kleinen Frau war Berlin zu Kopf gestiegen; ihr wahres Wesen erlag unter der Fluth von Eindrücken, deren sie nicht Herr zu werden vermochte; das Streberchen in ihr hatte Flügel bekommen. Jeden Morgen lagen ein halbes Duzend Einladungen auf dem Bronzeteller im Salon, und die junge Frau sah beim Frühstück die gedruckten Karten durch und fühlte mehr und mehr das Talent in sich, ihre Rolle als Gattin eines berühmten Künstlers durchzuführen zu können. Ja, sie war dazu geboren; es fehlte nur am Gatten.

Der hatte sich ein Atelier gemiethet, in dem er die meisten Stunden des Tages zubrachte, und wo es ihm schon einige Mal passiert war, das Sechsuhr-Diner ganz zu vergessen, zu dem sie geladen waren.

Die kleine erregte Frau ergriff daher das Mittel, beim Atelier vorzufahren, um ihren Mann mitzunehmen. Da fand sie dann immer irgend einen verwiterten Menschen vor, der den ganzen Raum mit einer Atmosphäre von schmutzigen Kleidern und schrecklichem Tabak anfällte; und der Aufzucht ging von Neuem los, und die thörichte Frau that Alles, um sich und ihrem Mann das Leben zu verbittern.

„Hör',“ sagte er eines Tages, „Berlin bekommt Dir furchtbar schlecht, wir wollen nach Hause.“

Da bat sie und beschwor ihn und hatte wieder ihre liebenswürdige Stimme und den alten schallhaft zärtlichen Ausdruck der Augen. Sie hatten ja noch gar nichts erreicht, und sie wollte ja nichts, als ein einziges Mal, bloß ein einziges Mal das Dasein in vollen Zügen kosten. Jetzt schon zurückzukehren in das geisttödtende Kleinstadtleben, ohne jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sei ihr geradezu unmöglich, ja, sie schaudere vor dem Gedanken zurück, und ob er's denn verantworten könne, sein „Fücksle“ grenzenlos unglücklich zu machen.

Sie blieben, und die junge Frau gab sich Mühe, liebenswürdig zu sein, aber sie hatten vollständig aufgehört, innerlich miteinander zu gehen. Ihre Freuden waren nicht die seinen, und was ihn fesselte, war für sie nicht vorhanden.

Dies zeigte sich so recht, als sie beim Empfang irgend einer fürstlichen Person am Potsdamer Bahnhof standen, um die Wagen und den ganzen Aufwand von Pracht an sich vorüber ziehen zu lassen. Die kleine Frau liebte dieses Treiben, es war ihr neu; der

Gatte begleitete sie gutmüthig und ließ sich von ihrem Händchen, das in seinem Arm lag, bald da, bald dorthin dirigieren, wo sie der Herrlichkeit am nächsten waren.

Aber einmal, gerade im entscheidendsten Moment, als Frau Schönherz rasch auf die andere Seite wollte, stand der Gatte plötzlich wie eine Mauer, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als entdeckte er den besten Freund seines Lebens. Es war aber nichts weiter, als ein Bäuerlein, das aus dem Bahnhof kam und sich abmühte, über den Schlag der nächsten Droschke zu klettern.

„Uffmachen,“ schrie der Kutscher den Mann an.

„Ich wech schon,“ sagte das Bäuerlein, stieg über den Wagensitz und kletterte von hier zum Kutscher hinauf. Der begegnete dem höchlich belustigten Blick Schönherzens, und die Beiden lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten.

„Nein, wie mich das freut, daß ich zu diesem Stückchen gekommen bin,“ rief der Maler ein über das andere Mal.

Die Frau war außer sich, denn sie war um den Anblick von Persönlichkeiten gekommen, von denen sie stets hörte, und die sie nie gesehen, — Alles um eines Bauern willen!

Ein anderes Mal stand sie in einer neuen, hellgrauen Sammet-Toilette, mit vor Aufregung hochrothen Wangen, am Fenster und trommelte ungeduldig gegen die Scheiben, weil der Gatte nicht kam.

Endlich, es waren noch zehn Minuten bis neun Uhr, läutete es, und er schritt ganz vergnügt herein.

„Donnerwetter,“ rief er aus, „ist das die Fürstin X. oder die Frau Marie Schönherz, genannt „Fücksle“, was hast Du denn vor?“

„Aber, Fidi, wir sind ja zum Gesandten geladen, Punkt neun, und jetzt sind noch zehn Minuten!“

„Ach, richtig, zum Gesandten, poß tausend, zum Gesandten! Wie sieht denn der Mensch aus? Ich hab' nicht die leiseste Ahnung.“

„Er hat ja gestern mindestens eine Viertelstunde mit mir gesprochen.“

„Wo denn?“

„Aber, Mann, ich glaube, ich könnte mir von aller Welt die Cour machen lassen, es würde Dich nicht im Geringsten interessieren.“

„Soll ich den Gesandten fordern, und willst Du so gut sein und mir die Cravatte fest machen? Ach Kind, ich habe eine reizende Geschichte erlebt.“

„Hast Du denn kein Wort für die wundervollen Falten, die dieser graue Sammet wirft?“

„In der That, denke nicht, daß ich das nicht sehe; aber ich bin so erfüllt —“

Unten riß der Kutscher den Wagenschlag auf:

„Wohin?“

„Keine Ahnung,“ sagte Schönherz, „Frauchen, wo fahren wir hin?“

Sie nannte Straße und Nummer; drinnen seufzte sie: „Daß Du auch kein bißchen großstädtisches Wesen annimmst!“

„Ja, denke Dir,“ sprach er, ohne auf ihren Vorwurf zu achten, „ich war im Brunwald, um mir den winterlichen Wald und die Ortschaften ein bißchen anzusehen. Da finde ich eine ärmlich gekleidete Frau und einen kleinen Jungen, gleich zu Anfang des Forstes, und sie trippeln im Schnee herum, immer ein Stückchen hin und ein Stückchen her, bleiben stehen, um die Straße nach Berlin entlang zu schauen, und ihr ganzes Wesen und Gebahren drückt Aufregung, Erwartung und höchste Freude aus. Da höre ich Pferdegetrappel, und der kleine Bursche schreit laut auf: „Jetzt, jetzt ist er's!“ Und daher galoppirt ein Soldat, ein Infanterist, offenbar ein Offizierbursche, auf dem Pferde seines Herrn. Natürlich nahm er gleich den kleinen Bruder vor sich auf's Pferd, und nun galoppirten sie um die Mutter herum. Nein, diese Lust, diese Freude auf den jugendlichen, von der Kälte roth angehauchten Gesichtern, die reizvollen Bewegungen des Pferdes, und die Mutter, — eine schöne Frau, sag' ich Dir, — Züge voll Stolz; dazu die Bäume unter ihrer Schneelast, das Gold der untergehenden Sonne; — ich blieb und blieb und —“

„Der Wagen hält, Fidi,“ unterbrach ihn die Frau.

„Wichtig, er hält!“

Sie stiegen aus. Droben beim Gesandten garnirte er wieder die Wand; lächelnd sah er in das Gemüth der eleganten Welt, ohne etwas zu sehen, in Gedanken immerfort an seinen Eindrücken weiter spinnend.

Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme seiner Frau, die sich mit einer Excellenz unterhielt; dann standen diese Excellenz und sein Frauchen plötzlich vor ihm, und er sah sie, wie aus einem Traume erwachend, groß und verwundert an, um sich im nächsten Augenblick murrend zu verneigen.

Der Herr vor ihm tippte ihm auf den Arm: „Ich habe ein Bild von Ihnen gesehen, — ‚Feierabend‘, — diese Ruhe, diese Stimmung, und wie Sie diese



Leute treffen, Herr Schönherz! Wo Sie das nur her haben?"

Der junge Maler lächelte: „Da brauchte ich nicht weit zu suchen: ich selbst bin in solch einem Dörfchen geboren; mein Vater war ein armer Schreiner, der sich tüchtig plagen mußte; wenn er dann die Werkstätte schloß und bei seinem Krüge Bier im Freien saß, da haben wir's oft recht miteinander genossen, das Glück des Feierabends.“

Der Herr mit dem Stern auf der Brust nickte und that noch allerlei Fragen an den jungen Künstler, dann ging er weiter, und „s'Pärle“ von ehemals stand sich gegenüber.

„Kind, Du bist so roth, was ist Dir denn über's Leberchen gekrochen?“ fragte Ferdinand.

„Ich find' es geschmacklos, daß Du herum gehst und es für nöthig hältst, Jedermann zu sagen, daß Du ein — ein Schreinerssohn bist,“ stieß die junge Frau unmutig heraus.

„D — o, das war vom Uebel,“ murmelte Schönherz, „ich soll nicht von meinem ehrlichen Vater sprechen dürfen!“

„So war es ja nicht gemeint, aber hier, wo Einer den Anderen zu überbieten sucht, begreifst Du denn nicht.“

„Nein!“

Schönherz war ein Mensch, der sich über leichte Verstimmungen schnell hinwegsetzte; traf ihn aber einmal etwas tiefer, so wurde er zum stillen, erbitterten Nachtrager.

Der Schnee wirbelte jetzt durch die Gassen Berlins, und die Alles elektrisirende, Alles befehlende Weihnachts-Aufregung jagte die Leute an den prächtigen Auslagen der Läden vorüber, die sich mit ihrem Glanz zu überbieten suchten.

Auch Schönherzens befanden sich viel auf der Straße, nur um nicht allein zu sein, um sich nicht mit dem beengenden Gefühl gegenüber zu sitzen, daß sie sich nichts zu sagen hatten. Die junge Frau machte wohl einige Versuche, den Gatten umzustimmen, sie war aber nicht glücklich darin, und nun schwieg auch sie, tief gekränkt über seinen Trost.

Eines Tages erklärte er: „Ich muß eine fröhliche Stimme um mich haben“, und lud den nachgeborenen Sohn der Tante seiner Frau ein, sie auf ihren Gängen durch die Stadt zu begleiten. Er hatte sich gar nicht erst erkundigt, ob es der Gattin angenehm war, und sie übte einen kleinen Racheact aus und nahm das Hündchen der Tante mit auf den Weg. Es war das unbequemste Thierchen, das man sich denken konnte und mußte fortwährend gejuchet, gehütet und vertheidigt werden. So kam man langsam vorwärts, denn sie standen mit dem zehnjährigen Jungen ganze Viertelstunden vor den Schaufenstern der Spielwaaren-Läden, und indem sie dem fröhlichen Ausrufen des Knaben lauschten, blickten sie, innerlich höchst unzufrieden, mit den traurigsten Augen von der Welt auf all die lustigen Gegenstände hin.

Näherte sich ihnen irgend ein kleines, dürftig gekleidetes Wesen, so griff Schönherz schnell in die Tasche und drückte ihm etwas in's Händchen.

Seine Frau dachte bei sich selbst: „Das thut er nur um mich zu kränken,“ und sie zog alsbald über den Bettel los, und daß Geldgeben die Lasterhaftigkeit dieser kleinen Weisen nur unterstütze, die doch Alles zum Conditor trügen.

„Und wo trägt denn Du deine Zehnerchen hin, mein Junge?“ erkundigte sich Schönherz bei seinem kleinen Schutzbefohlenen.

„Natürlich zu Hilbrich, Leipzigerstraße; er hat die besten Kuchen,“ lautete die prompte Antwort.

Es waren wenige Stunden vor dem heiligen Abend, als das junge Paar durch die Stadt fuhr, um seine letzten Einkäufe zu besorgen. Die Tante war mit ihren erwachsenen Söhnen und dem Jüngstgeborenen zu einer verheiratheten Tochter gereist; Schönherzens waren also zur Feier des heiligen Abends auf sich allein angewiesen. Sie saßen still neben einander im Wagen; jedes dachte der schönen, glückseligen Weihnachten, die sie im vorigen Jahre zusammen verlebt hatten, und das Herz war ihnen zum Berspringen voll. Ferdinand wartete nur auf ein herzliches Wort seiner Frau, um seine ganze Seele dafür auszutauschen. Sie aber, fürchtend, ihre Annäherung könnte kühl aufgenommen werden, schwieg und seufzte nur dann und wann leise in ihr Müsschen hinein. Zum ersten Male schaute sie mit lählern, nüchternen Blicken in das sie sonst ganz himmelnde, berausende Treiben der Großstadt. Und es war doch das eichste Weihnachtswetter, das man sich wünschen konnte; harter knirschender Schnee lag über die Erde hingebreitet, darüber wölbte sich ein blauer, lachender Himmel, so recht weihnachtlich froh, als freute er sich um die Wette mit all dem hastenden, rennenden Volk da unten, das schwer beladen, oft leuchtend unter seiner Last, durcheinander wogte, ohne Murren all die Stöße von rechts und links hinnehmend und wieder weiter gehend. Ach, und der gute Duft von Tannen, Lebkuchen, gebratenen

Kastanien und Äpfeln, der vom Weihnachtsmarkt aufstieg! Hier mußten die Wagen, Droschken, Pferdebahnen und Omnibusse, kurz Alles, was sich auf Rädern fortbewegte, Schritt fahren, langsam hinter einander herkriechend, festgehalten von dem mächtigen Gedränge des Verkehrs.

Das junge Paar athmete auf, als auf dem Potsdamer Platz die Pferde wieder flott anzogen und die Insassen des Wagens nicht länger gezwungen waren, dem Getriebe der freudig erregten Menge, — ohne eigene Freudigkeit, — zuzusehen.

Sie hielten unter den Linden vor einem Delicatessen-Geschäft; neben diesem befand sich ein Juwelierladen, und die junge Frau, welche rasch vorüber wollte, blieb plötzlich stehen, indem sie voll Entzücken ausrief:

„Mein Gott, Fidi, schau Dir doch das herrliche Armband an; etwas Geschmackvolleres habe ich nie in meinem Leben gesehen, ah, ah!“ Hierauf übersprang sie die paar Stufen in den Delicatessen-Laden. „Nicht wahr, Fidi,“ wandte sie sich zurück, „Du bleibst draußen und siehst Dir nicht schon vorher die paar Lederbissen an, die ich Dir heute Abend vorsetzen möchte?“

Sie verschwand im Laden, und der Gatte fand sich Angesichts des Armbandes.

Ein, zwei, drei, und er war im Goldwaaren-Geschäft und kam nach wenig Minuten wieder heraus, aber mit einem ganz ausgesprochen heiteren, geheimnißvollen und nicht zu verkennenden Weihnachtsgesicht.

Einige Augenblicke später erschien die junge Frau, für's Erste mit vier Päckchen, drei lagen noch im Laden. Ferdinand half ihr beim Einsteigen und holte alsdann die übrigen Sachen, die er in das Wagenfenster reichte. Er hatte das letzte Päckchen noch in der Hand, da näherte sich ihm ein kleines Mädchen mit einem Korb voll Ruthen und bot ihm die Waare an. Schönherz, sofort ergriffen von dem großen, bittenden Blick in dem mageren Gesichtchen, griff in die Tasche, fand nicht gleich seine Börse, riß das Taschentuch heraus, suchte und suchte, bis er endlich hatte, was er wollte, und schenkte der Kleinen ein Markstückchen. Hierauf rief er dem Kutscher zu: „Königgräberstraße 50“, und der Wagen fuhr davon.

Das Kind blieb stehen und sah den Wegfahrenden nach; da, im nächsten Augenblick, erblickte es plötzlich ein Päckchen vor sich auf der Erde liegen. Rasch bückte sich die Kleine, um es aufzuheben, und dann eilte sie so schnell sie ihre Beinchen tragen wollten, dem Wagen nach. Bald jedoch merkte sie, es war unmöglich, die rasch davonschwebenden Pferde zu erreichen, aber sie erinnerte sich der Straße und Hausnummer, die der Herr dem Kutscher zugerufen, und so bog sie in die Friedrichstraße ein, das Päckchen fest an sich pressend, und unterwegs diesem oder jenem Vorübergehenden ihre Waare anbietend.

Inzwischen baute Frau Schönherz ihren Weihnachtstisch auf; das Bäumchen hatte sie vorher schon gepuzt, nun wurde es angezündet, und ein silberhelles Glöckchen benachrichtigte den Gatten im Nebenzimmer, daß ihm der Eintritt gestattet sei.

Er kam, — aber ganz langsam, mit einem Gesicht, weiß wie die Wand.

„Um Gotteswillen, Fidi,“ rief die junge Frau aus, „was hast Du, Dir fehlt etwas?“

„Allerdings,“ sagte er, sich in den nächsten Sessel werfend, „und außerdem könnt' ich mich hauen, daß ich mich nicht besser verstellen kann.“

„Sag' mir nur eins, ob Du nicht wohl bist, ob Du Schmerzen hast?“ drang sie voll Angst in ihn.

„Ach, Schmerzen!“ fuhr er auf, „mit Wonne hätte ich Schmerzen! Verloren habe ich etwas; das, womit ich Dich erfreuen wollte, was Dir so besonders gut gefiel, und wenn ich Dir nun sage, was es war, so ist uns der ganze Weihnachtsabend verdorben.“

Es klingelte draußen, erst leise, dann kräftiger.

„Wer kann das sein?“ fragte die junge Frau. Im nächsten Augenblick pochte es an die Thür, und die Jungfer streckte den Kopf herein, mit dem Bericht, draußen sei ein kleines Mädchen, das wolle durchaus die Herrschaft sprechen; es habe etwas gefunden.

Schönherz war mit einem Satz zur Thür hinaus, und es verging keine Minute, da kam er wieder herein, eine kleine, ganz in weiße Floden gehüllte Gestalt nach sich ziehend.

„Was hast Du gefunden?“ fragte er.

„Das,“ sagte das Mädchen und streckte ihm ein kleines, in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hin, „es ist Ihnen weggefallen, als Sie das Taschentuch herauszogen, aber die Pferde liefen zu schnell; ich konnte Sie nicht mehr einholen.“

Schönherz hatte die Schnur aufgerissen, das Papier entfernt und streckte nun seiner Frau das offene Etui entgegen. „Das ist's,“ sagte er, „wir haben's wieder.“

„Um Gotteswillen, Fidi,“ schrie sie auf, „Fidi, was hast Du denn gedacht, — ich bin ja doch keine Commerzienrätin, — ich ein solches Armband, — Du bist ein Verschwenker! — ich bin selig! — nein, es ist zu

schön, — ich darf's nicht nehmen, — Tage der Mühe und Arbeit leben daran, — o, Du guter, herzensguter Mann!“ Und sie sank schluchzend und weinend an die Brust ihres Gatten.

„Ruhe, Ruhe, mein Fücksle,“ flüsterte er ihr in's Ohr, „vergiß nicht, da steht ja unser Christkindchen.“

„Ja, ja, unser Christkindchen,“ wiederholte sie, „und wie nah es ist, armes Kind!“

Schnell nahm sie der Kleinen Hut und Päckchen ab und widelte sie in ein warmes Tuch. Schönherz streichelte das blasse, verlorene Gesichtchen.

„Hast Du das Päckchen nicht geöffnet?“ fragte er.

„Nein,“ sagte das Mädchen, „es war mir einerlei, was drin war, ich wollt's Ihnen bloß bringen, weil Sie mir eine ganze Mark geschenkt haben.“

Die junge Frau setzte das Kind in einen Lehnstuhl nahe beim Ofen; sie kniete auf der Erde und zog dem erstauten Mädchen mit eigener Hand Schuhe und Strümpfe aus.

„Was machst Du denn da?“ wunderte sich der Gatte.

„D, laß mich gewähren,“ sprach die kleine Frau, „ich habe viel abzubitten; ich will's an dem Kinde gut machen, was ich gegen seines Gleichen gefündigt habe.“

Und Ferdinand sagte mit seinem alten, liebevollen Lächeln:

„Entweder ein ganzes Teufelchen oder ein ganzes Engelchen, anders thut's mein Weible nicht.“

Nun saß die Kleine schön warm eingepackt, in frischen Strümpfen und Schuhen, vor einem Tischchen mit lecker duftenden Speisen und langte fröhlich zu. Sie antwortete unbefangen auf alle Fragen, die man an sie richtete. Der Vater war schon lange todt, die Mutter saß auf dem Markt und verkaufte Lichthalter, der Bruder hielt Hampelmännchen feil; es war ausgemacht, um zehn Uhr wollten sie zu Hause ihr Bäumchen anzünden. Sie zeigte die Geschenke vor, die sie eingekauft, — eine kleine billige Brosche für die Mutter, für den Bruder ein Taschenmesser.

Das junge Paar hatte auf einmal gar wichtig durch die Stuben zu rennen; Schiebläden wurden aufgerissen, Pakete zusammen geschnürt, ein Korb mit Eiswaaren angefüllt; es wollte kein Ende nehmen. Ferdinand begleitete die glückstrahlende Kleine hinunter und setzte sie in eine Droschke, die sie ihrer ärmlichen Wohnung zuführen sollte.

Die junge Frau, die allein unter dem Christbaum zurückgeblieben war, schaute nachdenklich das angelegte neue Armband an. Aber es war nicht nur Freude an dessen Schönheit, was ihr Antlitz ausdrückte; es war noch etwas ganz Anderes.

„Fidi,“ sagte sie, als der Gatte in's Bescherungs-Zimmer zurückkehrte, „ich bin ja eine ganz außergewöhnlich unangenehme Frau gewesen.“

„Der Tausend, wer sagt Dir denn das?“ meinte er.

„Dieses Armband. Ach, Fidi, es hat in einer ganz wunderbar lauten und vernünftigen Sprache zu mir geredet, — ja, ja, lache nicht, ich werde es nie tragen können, ohne daß es zu mir sagt: was für eine unvernünftige, kurzsichtige, thörichte Frau bist du gewesen?“

„Das hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt,“ sagte er, „daß ein Armband so indiscret sein könnte; weißt Du was, tauschen wir's um.“

„Nicht um die Welt,“ fiel sie ihm in's Wort, „bis an mein Ende will ich dieses Armband tragen und es lieb haben und in Ehren halten; es hat mir ja den Weg gezeigt, den Weg, lieber Mann, zu Deinem braven, ehrlichen, niederen Genre.“

Und sie riß die Thür zum Speisezimmer auf. „Komm, komm, genießen wir heute noch einmal den ganzen Luxus der Großstadt, setzen wir uns an diesen reich gedeckten Tisch und stoßen wir mit Champagner an; aber nur Eines lassen wir leben, Fidi, das mach' ich zur Bedingung, das 'niedere Genre'.“

Dann, nach den Feiertagen packen wir auf und fahren heim; Du maßt Deine alten Bauern und Holzhader, und ich, nun, wenn mir's ein wenig eng werden sollte in dem gemächlichen Stilleben unseres kleinen Winkels, dann laße ich mein Armband sprechen, und huich, bin ich wieder bei der Hand, nehme Deinen Arm, und wir wandern selbender zum alten Thor hinaus und nicken den Nachbarn zu und sind wieder, was wir waren —

„s'Pärle!“

„Amen!“ flüsterte er und schloß sein Weibchen in die Arme.





Handdruck verboten.

### Gesicht und Toilette.

Von Ernst Schulz.\*)

Ein Weib, das sich nicht lieben kann,  
Mag schön auch die Welt sein,  
Daß kein Dichter leben kann,  
Ist keul er noch so alt sein!  
Bismarck:  
Vieder des Miesz Schaffe.

Der größte Fehler, den sich die Frauen in Sachen ihrer Toilette zu Schulden kommen lassen, besteht zumeist in der mangelnden Berücksichtigung der besonderen Eigenart ihrer Persönlichkeit. Das künstlerische Princip in der individuellen Beherrschung der jeweiligen Mode, das heißt: die Anpassung des Anzuges an die Person, im Schnitt, in der Ausschmückung, in der Farbe, nach der Figur, nach dem Teint und der Haarfarbe, ist eines der wichtigsten Geheimnisse der Toilettenkunst. Selbst eine weniger schöne Frau kann durch geschickte Anordnung ihrer Gewandung durch Farbenwahl und passenden Schmuck das Auge des Einzelnen gefesselt und gewissermaßen gehindert wird, das unschöne Ganze zu prüfen.

Nach Professor Emanuel Herrmann („Naturgeschichte der Kleidung“) stellt die Kunst drei Gebote an die Bekleidung: „Entferne Alles, was der Gliederung und dem Aufbau des Körpers widerspricht; bringe Alles, was am Körper schön ist, oder schön sein sollte, durch die Kleidung zum Ausdruck; baue die Kleidung selbst nach den Gesetzen der Formsprache, des Stiles an.“

Den Maßstab aber für diese „Gebote“ liefert der Körper selbst und, im engeren Sinne, das Gesicht des Menschen. Ja, der geistvolle Charles Blanc versucht in seinen pikanten Essays über die Aesthetik, in der weiblichen Bekleidungskunst, die Frauen sogar zu überzeugen, daß das ganze Geheimniß einer guten und passenden Toilette von der richtigen Erkenntniß abhängt, welche die Frau von ihrer — Nase beizigt. Die meisten Mißgriffe, welche im Anzuge vorkommen, schiebt er auf die bedauerliche Thatsache, daß die Frau es oft nicht vermöge, das Genre ihrer Nase richtig zu classificiren. Der Kunstlehrer, der es sich zur

\*) Verfasser des Buches: „Ueber verschönernde Gesichtsbildung.“ Physiognomische Plaudereien und Rathschläge. Berlin, Freund u. Jodel. II. Auflage.



Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer. Siehe Seite 185.

Aufgabe macht, das junge, nach Schönheit dürstende Mädchenherz auf die Hauber Andens'scher Dichter und Rembrandt'scher Schatten hinzuführen, sollte artig genug sein, jeder jungen Dame einen kleinen Curfus über Schönheitsregeln im Verhältnis zu ihrer persönlichen Architectonik zu halten. Es ist keineswegs die Coiffüre allein, welche von der Form der Nase bestimmt werden soll, wenn auch sie vor allem Anderen

davon abhängt. Selbst die Farben der Toilette sind zu ihr in Beziehung zu legen. Zu der reinen Linie der Antile, zu dem vornehmen Air der sogenannten Rassen-Nase gehören einfache Farben, möglichst wenig unterbrochene Linien, gemessene Einheitlichkeit der Garnitur, eine schlichte Pracht der Stoffe, ein Charakter von Ruhe und Würde, der sich bis auf das Detail der Toilette erstreckt. Das pikante, bewegliche Genre-Näschen, das kleine, kokette, zu heiterem Genuß sauft aufgeblähte Ding, welches wir an klassischen Schönheiten vergebens suchen, das uns aber an gewissen reizenden Rippesfrauen mehr entzücken kann, als alle, unter der dorischen, jonischen und korinthischen Ordnung tadelloschen Musterköpfe, darf dagegen die buntesten Farben, die bewegtesten Linien, die phantastischsten Einfälle, die pikantesten Contraste wagen, wenn anders die auf Teint und Haar noch zu nehmende Rücksicht das gestattet. Die kleine, kurze, aufwärts geschwungene Nase verträgt tauend Spielereien in der Toilette, welche an dem Ernst eines gerade hervorpringenden oder unverhältnißmäßig langen Organs zu einem taktischen Mißgriff werden würden. Eine Frau mit der stolzen, schönen Rajenlinie Roganeus darf keinen Geismad an tändelndem Flitterkrum finden, denn sie trägt den Stempel einer Königin.

Diese Ausführungen des französischen Schriftstellers mögen ein wenig burlesk erscheinen, enthalten aber trotzdem, namentlich, wenn man aus Lavater weiß, welches charakteristische Merkzeichen die Nase im Angesicht des Menschen in der That vorstellt, manche beherzigenswerthe Wahrheit.

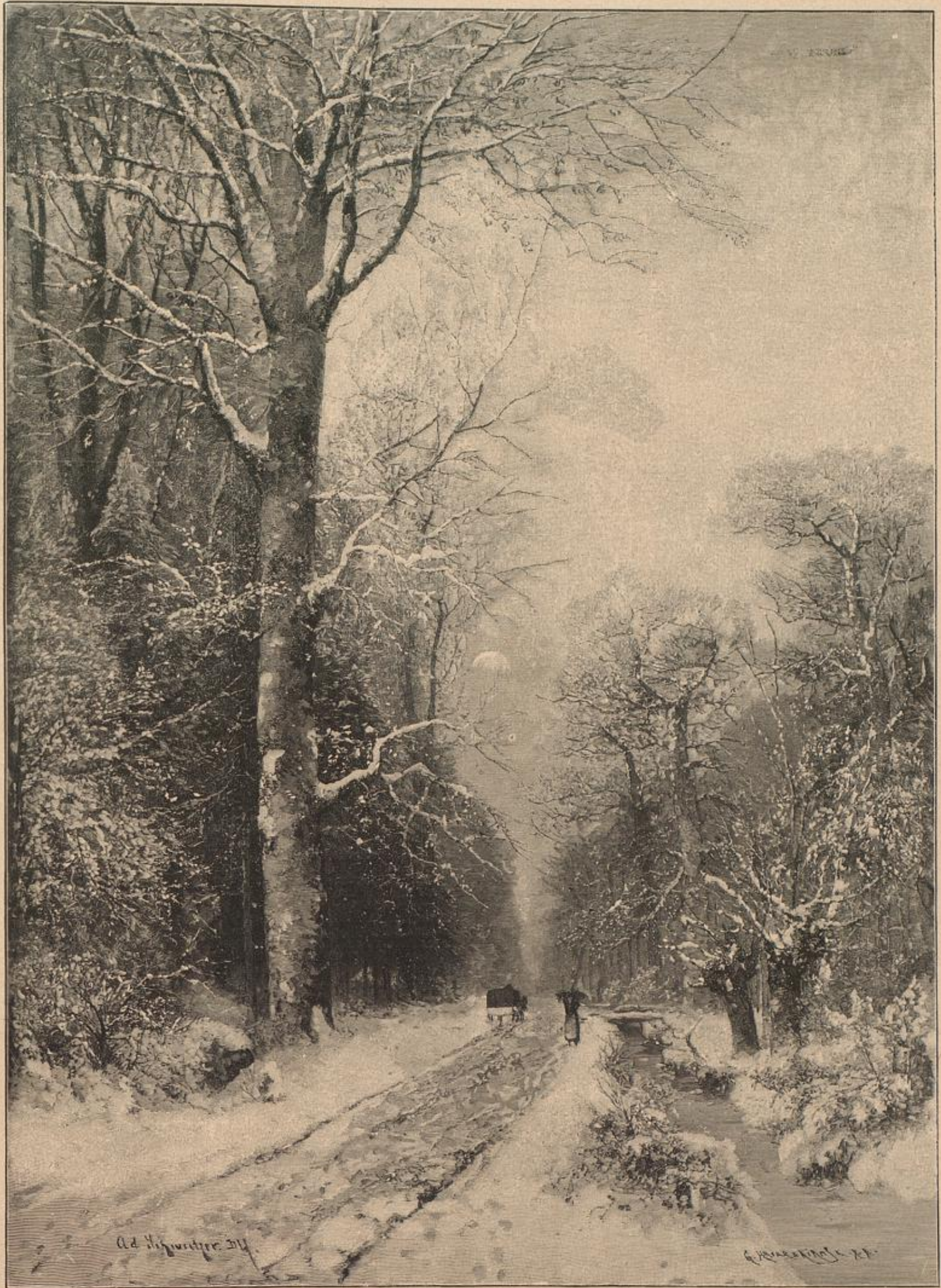
Natürlich wird es stets zunächst darauf ankommen, die Haartracht nach dem Gesicht, dessen Zügen, Form und Farbe zu ordnen. Im Grunde genommen kann es eine Kleidungs-Modestruir immer nur für einen bestimmten Kopf geben. Anmuth und Ernst der Züge verlangen ihres Ausdrucks wegen einen ganz anderen Haarputz, als Schelmerei und jugendlicher Uebermuth. Es möchte nicht leicht sein, für jedes Genre von Frauen-schönheit, also für die klassische Kopfform, für die Naiven, für die pikant Unregelmäßigen, für die Romantischen zc. — sofort die passende und richtige Frisur aufzustellen; grundsätzlich aber

sollte stets danach gestrebt werden, in jedem einzelnen Falle möglichst einfach zu bleiben und die gestellte Aufgabe nur durch slichte Befolgung entsprechender architektonischer Kunstregeln zu lösen. Der Frauenkopf bedarf ja auch keineswegs immer babylonischer Vauten, um schön zu sein; das Geismadlose und Stilwidrige tritt meist nur in dem „Zuwiel“, in der Uebertreibung zu Tage. Selbst die Farbe des Haares ertheilt bei der Frisur ihre Be-



Ein sprechendes Armband. Zeichnung von P. Bauer. — Siehe Seite 185.





Winterzauber. Von Ad. Schweizer. Siehe Seite 191.



rücksichtigung, und es würde eine Blondine gewiß nicht kleiden, wenn sie ihr helles Haar nach Art der Japanerinnen, die in der Herstellung von Frisuren nicht nur eine außerordentliche Fertigkeit, sondern auch Geschmack besitzen, tragen wollte.

Wie sehr die Haartracht den Gesichtsausdruck beeinflusst, war schon Ovid, dem galanten Sänger der augustäischen Mode-Damen bekannt; in seiner „Kunst zu lieben“ rief er darum den Frauen, ihre Frisuren niemals unter das Geſey einer allgemeinen Mode zu stellen. Die Regeln, welche er ihnen für die Harmonie der Haartracht mit dem Ausdruck ihres Kopfes und ihren verschiedenen Gesichtszügen gab, und die vielleicht heute noch, zum Theil wenigstens, maßgebend sein dürften, waren folgende:

- „Glatz geschheitelt den Kopf verlangt ein längliches Antlitz;
- Also geordnet trag Laodamia das Haar.
- Das auf der Höhe der Stirn ihm ein kleines Schleißchen verbleibe,
- Und frei stehe das Ohr, heißt ein rundes Gesicht.
- Nieder walle das Haar auf beide Schultern bei dieser;
- So bist, Sänger Apoll' Du, wenn die Lyra Du nimmst.
- Auf bind's jene, nach Art der aufgeschürzten Diana,
- Wie sie es pflegt, wenn sie Jagd macht auf das ängstliche Wild.
- Eine zielt es, umher die fliegenden Haare zu werfen,
- Dicht anliegend den Kopf halte die Andre das Haar.
- Diese gefällt, wenn sie's trägt in der Form der Chylenischen Saute,
- Jene gestalt' es zum Bausch, ähnlich den Wellen des Meer's.
- Vielen auch steht nachlässiges Haar gut, daß es von gestern Liege, vermußt'st Du, es ist aber soeben gestimmt.
- Zufall scheine die Kunst. Als Jolen so der Alcide Sah nach erobeter Schlacht, sprach er:
- „Ich liebe die Maid“.

Nächst der Haartracht ist es, wie schon angedeutet, die Kopfbedeckung, die nach dem Gesicht und dessen Ausdruck zu wählen ist. Kein anderer Toiletten-Gegenstand vermag den Charakter und die Schönheit des Kopfes so zu beeinflussen, als die Kopfbedeckung. Selbst ein nichts weniger als morgenländisches Gesicht bekommt unter einem Turban oder einem Fez sofort einen orientalischen Ausdruck. Schon durch den bloßen Sitz eines Hutcs oder einer Mütze kann man eine Reihe der verschiedensten Charaktere zum Ausdruck bringen. Man versuche nur einmal vor dem Spiegel den gewöhnlichen schwarzen Cylinder-Hut in verschiedenen Stellungen und Richtungen, bald lose oder fest auf den Kopf zu setzen, und man wird erstaunt sein, welche Charakteristik allein schon dieses prosaische, nichts weniger als ausdrucksvolle Bekleidungsstück, ohne daß wir auch nur entfernt das Gesicht dabei verändern, zuwege bringt. Es giebt wohl keine Nuance des männlichen Charakters, vom Trunkenbold bis zum idealen Schwärmer, vom Prahler bis zum Geizhalse, vom eleganten Lebemann bis zum demüthigen Nuder, die durch diese einfache Hutform nicht ausgedrückt werden könnte. Selbst die vorübergehenden Stimmungen des Gemüths sind davon nicht ausgeschlossen.

Wenn nun schon der streng conservative Männerhut, von dem hier die Rede war, so verschiedene Ausdrucksweisen hervorbringen kann, wie viel mehr dann erst die tanzenderlei Varianten der weiblichen Kopfbedeckung! Hier ist den Frauen für die Entwicklung von Geschmack und Phantasie ein unbegrenzter Spielraum geboten. Aber vielleicht liegt gerade darin auch der Grund zu den ungeheuren Ausschreitungen und Verlöthen gegen die gewöhnlichsten Schönheitsregeln, die sich das schöne Geschlecht nach dieser Richtung hin zu Schulden kommen läßt. Was versteht man nicht Alles unter einem Frauenhut?! Von dem kleinen, auf dem Gipfel oder an der Seite der Frisur lebenden winzigen „Vogelneft“ bis zu dem mit Federn, Blumen, Bändern und einer eigenthümlichen Art von Fuchsschwänzen ausgestatteten „Schneehaube“, wird Alles Hut genannt. — Es soll jedoch nicht unsere Aufgabe sein, uns in Details über diese Spielarten der Mode, die heute so und morgen schon wieder anders beschaffen sein können, einzulassen, nur mit den zwei bereits angedeuteten Hauptpunkten, die in der Toilettenfrage in Bezug auf die Individualität, unabhängig von der Mode, stets zu berücksichtigen sind, wollen wir uns ein wenig beschäftigen: mit Form und Farbe der Bekleidung.

Nichts ist so geeignet, die Erscheinung einer Frau gefällig und einnehmend zu machen, als eine, ihrer Eigenart entsprechende, in Form und Farbe geschmackvoll zusammengestellte Toilette. Und es giebt in der That Frauen, die diese Kunst verstehen und in der Art sich zu kleiden, so zu sagen schon instinktmäßig das Richtige treffen. Diese Frauen, die sich in ihrem Anzug meist zugleich einer gewissen Einfachheit befleißigen, gerathen auch selten oder nie mit der Mode und ihren Extravaganzen in Conflict, sondern wissen deren unvermeidliche Forderungen stets mit den Ansprüchen des guten Geschmacks in harmonischen Einklang zu bringen. Der größte Theil der Frauen aber hat von dieser Kunst keine Ahnung, sie unterwerfen sich blindlings der jeweiligen Mode mit ihren Uebertreibungen und halten sich in der That für um so schöner, je auffälliger sie dieselben mitmachen.

Hauptächlich ist bei der Toilette des Kopfes, sowohl in Bezug auf die Haartracht als die übrige Kopfbedeckung darauf Rücksicht zu nehmen, daß etwaige Anomalien des Gesichts nicht noch verstärkt werden; daß also eine zu längliches, schmales Gesicht nicht noch länger und schmaler, und ein breites und volles nicht noch breiter und voller wird. Das erstere würde nämlich der Fall sein, wenn das Haar auf der Stirn à la chinoise in die Höhe gekämmt und der Kopf gar vielleicht noch mit einem schmalen, hohen Hute bedeckt wäre, wohingegen das letztere durch eine breit gehaltene Frisur, womöglich mit den sogenannten „Simpelstranzen“ auf der Stirn und einer breiten, niedrigen Kopfbedeckung erzielt werden würde. Es mag hier zugleich erwähnt sein, daß kleiner, zierlicher Kopfputz das Gesicht stets vergrößert, während umgekehrt ein in riesigen Dimensionen gehaltene Duforn, namentlich der seiner Zeit moderne Schaulhut, dasselbe kleiner erscheinen läßt. Der in Dingen der Mode ein wenig scharf vorgehende, in seinen Deductionen aber wohl zu beachtende Aesthetiker Prof. Fr. Th. Vischer hat diese Thatfachen in folgenden Sätzen zu begründen gesucht:

„Linien, Profile unorganischer Formen, am organischen Lebendigen angebracht, setzen unter gewissen Combinationen die Phantasie des Betrachters in Bewegung, so daß sie die Linie unwillkürlich über ihr Ende hinaus noch weiter fortführt. Die Täuschung ist eine vollständige, wir meinen, die Form so zu sehen. Nun denke man sich einen breiten Kopf, und solcher ist im deutlichen Volke der weitaus vorherrschende, auch im weiblichen Geschlecht, bei welchem überhaupt starke Backenknochen zu Hause sind. Auf diesem Kopfe sitzt ein Hut von konischer (nach oben

verjüngter) Form; zwei schräge Linien laufen also über den Kopf herunter und brechen in Kurven ab. Das Auge des Anblickenden sieht diese Linien parallel dem Gesichte um Einiges fort. Nun ist aber dieser Hut nicht ein leerer Körper, sondern ein Menichentopf steckt in seiner Höhle, daraus folgt, daß es dem Auge vorkommt, die weiter geführten schrägen, in der Schräge sich erweiternden Linien seien noch immer vom Gesicht ausgefüllt, die Backen wachsen in diese Linien hinein. Also macht ein zugepflügter Hut, daß das Gesicht viel breiter erscheint, als es ist. Es ergibt sich daraus, daß verjüngte Form der Kopfbedeckung nur in einem Volle angeht, wo schmales Gesicht, länglicher Kopf vorherrscht. Man hat es gesehen, als unsere Soldaten noch das tonische (etwa auch vorgestürzte) Käppi trugen. Was den Franzosen ganz hübsch steht, sah bei unsren Breilöpsen aus wie ein Fingerhut auf einem Stirnschiff. Dem italienischen Banern, dem Tiroler von rätischen Stamme steht der Spighut, deutscher Bauernschädel erscheint unter ihm, wie ein grobdrücker Kibentopf auf die breite Basis gestellt, so daß der Schwanz nach oben steht. Umgekehrt wirkt ein Hut mit etwas nach oben ausgefallener Kopfform, der Augenschein führt die gegebene Linie hier in einwärtslaufender Richtung über ihre Grenzen nach unten fort, und so wird vom breiten Gesicht auf beiden Seiten ein Stück abgeschnitten: die richtige Tracht also für tôte carree.“

Nicht minder ist, wie schon erwähnt, bei einer geschmackvollen Toilette die Wahl der Farben zu berücksichtigen. Die Lehre von der Harmonie der Farben sollte von jeder feineren Dame als ein ästhetisches Geſey betrachtet und studirt werden, denn nichts kann ein auch nur einigermaßen farbengebildetes Auge mehr verlegen, als eine mit Teint und Haarfarbe nicht übereinstimmende oder hinsichtlich der Farbenwahl in sich selbst unharmonische Toilette. Die Gesichtshaut der sogenannten weißen Menschenrasse ist nämlich selbst eines der größten Farbenwunder der Welt. Das Fleisch-Colorit, weiß und bunt zugleich, enthält in unendlicher Mischung und harmonischer Zusammenwirkung die ganze Pracht der Farbenwelt. Nun herrscht aber selbst in dem hellsten Teint irgend ein farbiger, mit Augen- und Haarfarbe meist übereinstimmender Grundton vor, und diesen richtig zu erkennen und die Farben der Bekleidung damit in Einklang zu bringen, ist das Geheimniß, an welchem leider so viele Veruche, sich geschmackvoll zu kleiden, zu scheitern pflegen. Wie nämlich in der Musik nur die Vereinigung bestimmter Töne eine harmonische Wirkung ergibt, so ist es auch bei der Zusammenstellung der Farben der Fall. Von Natur giebt es nur drei Grundfarben: Roth, Gelb und Blau. Mit diesen drei Farben allein würde man niemals eine harmonische Zusammenstellung fertig bekommen. Nun giebt aber ein Gemisch von Roth und Gelb: Orange, von Gelb und Blau: Grün und von Blau und Roth: Violet. Diese Mischfarben sind jedesmal die Complementär- oder Ergänzungsfarbe zu der darin nicht enthaltenen Grundfarbe, — also: Orange zu Blau, Grün zu Roth, und Violet zu Gelb. Sie harmoniren stets miteinander und bringen, zusammengestellt, eine angenehme, dem Auge wohlgefällige Wirkung hervor. Die prismatische Reihenfolge der Farben, wie wir sie im Regenbogen sehen, ist nicht harmonisch; die Farben wirken da nur vereinzelt durch ihren Glanz. Man denke sich einmal eine Dame in regenbogenfarbigem Kleide.

Diese Farbmischungen können sich nun in hellerer oder dunklerer Abtönung bis in's Unendlichen erstrecken; ein gebildetes Malerauge wird aber auch zu dem unbestimmtesten Farbentone sofort den damit harmonirenden Ergänzungston herausfinden. Uebrigens giebt es ein kleines, überall leicht vorzunehmendes Experiment, durch welches man von jeder selbst weniger bestimmten Farbe im Nu die damit harmonirende Ergänzungsfarbe kennen lernen kann. Man nehme farbige Oblaten, lege davon nach einander eine auf ein weißes Blatt Papier und fixire dieselbe umherwand mit beiden Augen ungefähr eine Minute lang. Schiebt man nach dieser Zeit, ohne die Augen zu erheben, die Oblate mit dem Finger schnell hinweg, so wird man jedes Mal an der Stelle, wo dieselbe gelegen, die entsprechende Complementär-Farbe deutlich erscheinen sehen. In Ermangelung von Oblaten kann das interessante Experiment selbstverständlich auch mit kleinen, farbigen Zeug- oder Papierstücken ausgeführt werden.

Das Verdienst, die Farbenlehre um ein bestimmtes Geſey harmonischer Farbwirkungen bereichert und namentlich auch für die Toilette der Frauen beherzigenswerthe Winke gegeben zu haben, gebührt zum großen Theil dem am 9. April 1889 zu Paris im 103. Lebensjahre verstorbenen ausgezeichneten Chemiker Chevreul. Als Chef der berühmten Gobelin-Manufactur des französischen Staates erkannte dieser Gelehrte vor nunmehr 50 Jahren, daß die häufigen Klagen über die Leistungen der mit der Fabrik verbundenen Färberei in Wirklichkeit nicht dieser zur Last fielen, sondern ihre Erklärung in der scheinbaren Veränderung fanden, welche die Farben durch die Nachbarschaft anderer erleiden. Beobachtet man nämlich mit Aufmerksamkeit zwei benachbarte farbige Gegenstände, so erscheint keiner derselben in der ihm eigenthümlichen Farbe, das heißt, so wie er erscheinen würde, falls bloß er allein vorhanden wäre. Jeder der beiden Stoffe zeigt vielmehr einen Farbenton, der gleichsam aus der Mischung der demselben eigenthümlichen Farbe und der Ergänzungsfarbe des anderen Stoffes besteht.

Was nun der ausgezeichnete Gelehrte in seiner „Farbenharmonie“, in welcher er die Schönheitsgeſey behandelte, nach denen die Damen die Farben ihrer Bekleidung mit Rücksicht auf ihre besondere äußere Erscheinung zu wählen und zu combiniren haben, angiebt, ist in der Hauptfache folgendes:

„Roth Draperie kann niemals mit rothigen Gesichtern in Verbindung gebracht werden, ohne diese zu bleichen. Dunkelroth ist nur zulässig, wenn die Haut dadurch einen weißeren Schein gewinnt, der durch den Contrast bedingt wird. Partes, delicates Grün ist günstig für die meisten Blondinen mit weißer, frischer Haut, ungünstig für mehr rothe, als rosige Gesichter, noch ungünstiger für Gesichter, in denen sich Orange und Braun vorfinden, weil es diesen Gesichtern eine ziegelrothe Schattirung giebt. Ein dunkles Grün mag in solchen Falle eher passiren. Gelbe Draperie giebt einer schönen Haut einen bläulichen, violetten Hauch und ist deshalb ungünstiger als mattes Grün; gelblicher Haut giebt es einen weißen Teint, doch paßt die Zusammenstellung schlecht zu blondem Haar. Mehr in Orange spielende Haut wird durch Gelb gemäßig, da es Orange neutralisirt. Gelb paßt daher am besten für schwarzhaarige Köpfe, Violet für weiße Blondinen, die zu hell und nüchtern aussehend, ist aber im Allgemeinen die ungünstigste Farbe für alle Gesichter. Blau reflectirt in Orange und kann deshalb dienlich werden, weiße und lichte Fleischfarbe zu heben. Blau ist denn auch sprichwörtlich Blondinen am günstigsten. Doch ist auch hier Geschmack und Farbensinn nöthig, da zu grelle blaue Draperien leicht ein gewöhnliches Ansehen geben. Brünnetten müssen sich vor Blau hüten, da sie schon zu viel

Orange in ihrem Teint haben. Orange Draperie ist zu brillant, um elegant zu sein; sie verleiht Blondinen einen bläulichen Schimmer, macht Orange-Haut weißlich und giebt einem gelben Teint einen grünlichen Anstrich. Mattes Weiß harmonirt gut mit frischen Gestalten und Farben, die dadurch an Prosa und Strenge verlieren; doch alle übrigen starken Hautfarben müssen sich davor hüten, weil sie daneben nur greller werden, so daß eine derbe Magd mit weißem Fuß in der Regel sehr einfältig und grob aussieht. Leichte, lustige, weiße Draperien sind dagegen von besonders günstiger Wirkung; sie verjöhnen Contraste und geben jungen Damen ein harmonisches, ätherisches Etwas, das man mehr fühlen als beschreiben kann. Schwarze Draperie schwächt die Töne der Hautfarbe und verjöhnt sie durch Hervorbringung eines weißen Tones, doch wenn sehr rosige Wangen vorhanden sind, tritt das Roth aus dem weißen Gesicht desto greller hervor, so daß also ein schwarzes Kleid sehr hoch heraufgetragen und nicht durch Weiß vom Gesicht getrennt werden darf, wenn die Wangen nicht bloß eröthen, sondern die Rosen darauf ohne Unterbrechung blühen sollen.“

So ließe sich wohl noch mancher naheliegende Winkel ertheilen, besonders auch in Bezug auf die Kunst, sich dem Alter entsprechend zu kleiden; da aber die Frauen gerade über diesen Punkt im Allgemeinen selbst am besten unterrichtet sind, so sei ihnen schließlich nur noch der Rath gegeben, darauf zu halten, daß ihre Toilette dem Gesicht — stets „zu Gesichte steht“.

Rachdruck verboten.

### Die verlorene Seele.

Ein Christnacht-Märchen von Max Hochberg.

Schnee lag auf den Dachhäusern, Schnee lag auf dem Kirchendache, Schnee deckte Baum und Strauch, Weg und Steg. Es stimmerte Alles im Mondenscheine.

„Kommt, kommt,“ riefen die Glocken mit ihrer wolkigen, weittonenden Stimme durch die Nacht, „kommt, kommt!“

Und die Dorfleute folgten dem frommen Rufe und gingen zur Christmette. Da war kein Haus im Orte, dessen Thür sich nicht erschloß, um seine Bewohner herauszulassen. Auch die elendeste Hütte am Ende des Dorfes war geöffnet, und ein Mütterchen trat, sich auf einen Stod stützend, schwankenden Schrittes daraus hervor. Paarweise und in Gruppen strömten die Leute zur Kirche; nur das Mütterchen suchte sich einsam seinen Weg durch den Schnee. Niemand bot ihr hilffreich den Arm oder gestellte sich ihr zu; die Armuth hat keine Freunde. Mutter Trude aber war bettelarm. Doch die Leute hatten weder Mitleid mit ihrer Armuth, noch mit ihrem Alter; sie sagten, Mutter Trude sei selber schuld an ihrem Unglück. Die alte Frau senkte, wenn sie das hörte, allein sie konnte nichts darauf antworten, weil es die Wahrheit war. Sie hatte einst Haus und Hof gehabt, aber auch einen Sohn, und den hatte sie so über die Rachen geliebt, daß sie ihm nie ein hartes Wort gegeben, ihn nie um einen Fehler gestraft hatte. Da wurde ein Tagedieb und Verschwender aus ihm, der sie um Haus und Hof brachte und dann als Dieb aus der Heimath entweichen mußte. Lange, lange Jahre waren darüber hingegangen. Mutter Trude wußte nicht, ob ihr Sohn unter den Lebenden sei oder unter den Todten.

Kümmertlich nährte sie sich durch Spinnen, von früh bis spät schaffend, oft darben und frierend. Aber die größte und stärkste Wackskerze, wie sie der Schulze, der reichste Mann im Dorfe, nicht gab, brachte sie trotz ihrer Armuth zu allen Kirchenfesten, damit sie für eine verlorene Seele brennen sollte.

Liebreich sprach ihr der Priester des Ortes oft zu. Sie brauche keine so große Kerze zu bringen, sagte er, eine geringe thue es auch; denn ihr Leid sei ein großes und frommer Eifer gelte vor dem Herrn mehr als alle Gaben der Welt. Er allein hatte ein Herz für das arme alte Mütterchen und vertrittete sie auf ein Wunder, das der Herr an ihrem Sohne vollbringen könne. Und sie hoffte und glaubte!

Hell glänzten die Kirchenfenster und strahlend fiel der Schein der Kerzen aus dem offenen Portale. Im Schatten der Tannen, welche seitwärts am Eingange standen, lag auf den Stufen, die zur Kirche führten, ein Mann auf den Knien. Seine Gestalt verdeckte ein großer Mantel, sein Gesicht konnte man nicht sehen, denn er hatte sich vornüber gebeugt. Seine Stirn berührte fast die obere Stufe, so tief hielt er den Kopf gesenkt; aber seine Augen waren nicht gesenkt, und er merkte auf alle Kirchgänger, die an ihm vorüberstritten.

„Es wird ein Buhender sein“, dachten sie, „der gelobt hat, vor der Kirchenthür zu liegen und dort zu beten, während die Anderen drinnen ihre Andacht verrichten.“

Doch der Mann draußen auf den Stufen war nicht gekommen, um zu beten. Er sann auf Böses. Nach langen Jahren war er in die Heimath, wo ihn kein Mensch mehr kannte, zurückgekehrt, um einen Einbruch zu verüben, während die Leute die Christmette hörten. Auf den Kirchenstufen lag er und wartete, bis Alle in der Kirche sein würden und die Häuser unbewacht ständen.

Wie er nun so wartete mit zum Scheine gefalteten Händen, kam auch das Mütterchen am Stabe dahergewandt. An die Brust gedrückt hielt sie ein Gebetbuch und eine große, starke Wackskerze. Da schrak der Fremde plötzlich zusammen und hob schen den Kopf ein wenig, und der Mond sah in ein Antlitz, vor dem man sich fürchten konnte, so wild und wüst waren seine Züge. Ungeordnet und wirt fiel das Haar über die Stirn bis in die Augen, struppig war der Bart des Fremden und sein Blick stößte Schrecken ein; aber ein Zittern ging durch seine Glieder und hebe aus seiner Stimme, als er jetzt fragte: „Sagt mir, Mütterchen, für wen bringt Ihr die Kerze zum Altare?“

„Für eine verlorene Seele,“ lautete die Antwort.

„Für wessen Seele?“ fragte der Fremde weiter. Da senkte das Mütterchen tief auf und sagte: „Ihr seid nicht aus dem Orte, sonst wüßtet Ihr das und würdet mich nicht fragen. Ich hatte einst Haus und Hof, und einen Sohn, den ich liebte. Doch ich liebte ihn nicht so, wie ich geollt hätte, denn ich strafte ihn nicht um seine Fehler. So ward ein böser Mensch aus ihm, ein Verlorener.“ „Der Euch um Haus und Hof gebracht“, fiel der Fremde hastig ein, „daß Ihr nun in Armuth und Elend leben müßt, und ihm flucht!“



Die Alte schüttelte den Kopf. „Wie wenig kennt Ihr ein Mütterchen: ich bete für ihn alle Tage! Für ihn auch bringe ich die Kerze, und so lange sie brennt, liege ich auf den Knien und bete zu Gott, daß ihm seine Missethaten vergeben werden.“

Der Fremde aber faltete wiederum die Hände und sank in seine vorige Stellung zurück, nur daß er den Kopf jetzt noch tiefer neigte, denn zuvor: „Daß ihm seine Missethaten vergeben werden?“ wiederholte er flüsternd und lehnte die heiße Stirn gegen den kalten Stein.

„Ja, daß ihm seine Missethaten vergeben werden,“ sprach es darauf hell und deutlich aus dem Steine; denn damals hatten in der Christnacht auch die leblosen Dinge ihre Sprache.

Der Herzschlag des Knieenden stockte und er vermochte kaum zu athmen. „Aber seine Missethaten sind groß,“ kam es endlich zweifelnd und in abgebrochenen Lauten über seine Lippen.

„Gottes Liebe ist größer,“ riefen ehernen Tones die Glocken. „Ist viel größer!“ klang es von der Tanne zu seiner Linken. „Viel, viel größer!“ bestätigte der Stein.

Wie der Fremde das hörte, begann er zu weinen, so heftig und heiß, daß der Schnee vor seinen Thränen wich, und siehe — wo die Thränen des Sünders mit dem reinen Schnee der Christnacht vermischt wurden, wuchsen weiße Blumen auf, — rings um ihn her lauter weiße Blumen.

Da schlang er die Hände inbrünstig in einander, nicht wie vordem zum Scheine, und da konnte er mit einem Male wieder beten, wie er als Kind gebetet, und als er nun die Augen hob, wurden die Sterne am Himmel zu lauter Kerzen, und er wußte, daß es die Kerzen waren, die eine Mutter für eine verlorene Seele dargebracht hatte, — für seine Seele; denn es war seine Mutter gewesen, die zu ihm gesprochen hatte, seine Mutter, die er längst todt gewähnt.

„O, daß meiner Missethaten nicht so viele wären,“ röhnte er und rang die Hände in bitterer Reue, „aber sie sind zahllos, zahllos!“

„Kannst Du die Kerzen zählen, die im Himmelsaale für Dich brennen?“ sprachen die Glocken dagegen.

„Kannst Du die Thränen zählen, die eine Mutter um ihren Sohn geweint?“ fragte die Tanne.

„Kannst Du die Gebete zählen, die für eine verlorene Seele gesprochen wurden?“ tönte es aus dem Steine.

„Nein, nein, nein!“ antwortete der Knieende, und seine Thränen floßen noch reichlicher.

„Und Gottes Liebe ist größer,“ riefen wieder die Glocken mit mächtiger, eindringlicher Stimme.

„Ist viel größer,“ fiel die Tanne ein.

„Viel größer noch als Mutterliebe,“ sprach es aus dem Steine.

Da verstumten die Zweifel des Reuigen, und er wiederholte leise: „Ja, Gottes Liebe ist größer, ist viel größer, viel größer noch als Mutterliebe!“ und Ruhe und himmlischer Frieden zogen in sein Herz ein.

Und die Christglocken läuteten weiter, nur sprachen sie jetzt nicht mehr laut und mächtig und eindringlich stark, sondern mild und weich; sie klangen jetzt wie seiner Mutter Stimme, und sie summten leise das fromme Lied, mit dem seine Mutter ihn als Kind in den Schlaf gesungen; er wählte wieder ein Kind zu sein, rein und schuldlos, — und so schlief er unter den frommen Klängen ein.

Drinnen in der Kirche aber erlosch plötzlich die Kerze, die das arme alte Mütterchen für eine verlorene Seele dargebracht, und im selben Augenblick mußte sie des Fremden an der Kirchenthür gedenken und wußte, daß es ihr Sohn gewesen sei.

Und Rosmarinduft erfüllte mit einem Male die Kirche; der fröhliche zum offenen Portale herein und kam von den Tannen draußen.

Und als die Leute hinaustraten, fanden sie, von Christrosen umgeben, einen Todten an den Kirchenstufen, seitwärts bei den Tannen.

„Es ist mein Sohn, mein Sohn!“ sagte das alte Mütterchen und drängte sich herzu.

„Eine verlorene Seele! Er war ein Räuber und vielleicht gar Schlimmeres,“ riefen die Dorfleute zurückweichend und bekreuzten sich.

Der fromme Geistliche aber sprach: „Seht Ihr denn nicht die weißen Blumen, die rings um ihn erstanden sind in der Christnacht, den Himmelsfrieden, der auf seinem Antlitz liegt, und daß seine Hände gefaltet sind? — Weint nicht, Mutter Trude,“ wandte er sich dann zu dem schluchzenden Mütterchen, „sondern freuet Euch, weil Eure Bitten um den Sohn schon Erhörnung fanden! Ihr braucht keine Kerze mehr zu bringen und für eine verlorene Seele zu beten. Seine Seele ist im Gebete entflohen! Sie hat den rechten Weg schon gefunden.“

Die Vene aber murmelt still für sich hin: „Der arme gnädige Herr; hat Geld und Gut, und Weib und Kind daheim, und kann sich doch nicht seines Lebens freuen, weil ihm das Beste fehlt, die Gesundheit. Gott sei Dank, daß bei mir zu Haus Keinem ein Finger weh thut.“ — Und noch straffer redt sie sich empor, heller noch und freier schweifen ihre Blicke durch den winterlichen Wald. — Was mag es nur sein, das diesen beiden Menschen die Augen und die Herzen öffnet? ... Es ist das frohe Fest der Verheißung, welches ihnen die Brust weitet. Sie ahnen Beide unbewußt, daß unter Eis und Schnee bereits die hoffnungstollen Keime des Frühlings schlummern. Sie wissen, daß dieser winterliche Wald dereinst im Schmuck grüner Blätter prangen, daß das im Tode erstarrte Vöcklein munter dahintauschen wird, und daß tausend schimmernde Blütenkelche ihn mit Duft und Farbenglanz erfüllen werden, während schmetternde Vogelgeschleier das Lob der Auferstehung feiern. Ja, das Bewußtsein, daß der Tod nicht Sieger bleibt, und daß auch dem Menschenherzen einst ein neuer, ewiger Frühling blühen wird, das ist der rechte, echte — Winterzauber.



Nachdruck verboten.

Das Gebiet der Email-Malerei hat neuerdings eine wesentliche Bereicherung erfahren, denn es giebt jetzt nicht nur für diesen Zweck alle erdenklichen Thonfaßen zur Zimmer-Decoration wie zum häuslichen Gebrauche, sondern auch zahlreiche Holzgegenstände, die auf der Oberseite eine Bekleidung von Holzstoff oder Papiermasse mit eingeprägten Mustern erhalten haben. Bei ganz aus Holz hergestellten kleinen Gegenständen sind die vertieften Zeichnungen in die Holzmasse selbst eingelassen. Die Kreidbinnen der leichtsten und wirkungsvollsten Technik, welche schnell die weiteste Verbreitung gefunden hat, werden gerade in der Weihnachtszeit erfertigt sein, eine größere Auswahl von hübschen und brauchbaren Artikeln zu haben, die sich trefflich zu Geschenken eignen. Da giebt es Kästen in verschiedenen Größen zur Aufbewahrung von Schmutz, Handtüchern, Taschentüchern, Näh-Geräthschaften, Briefmarken u. Tintenlöcher, Briefbeschwerer und noch viele andere Gebrauchsgegenstände, die durch Ausmalen mit Email-Farben einen gefälligen und dauerhaften Schmuck erhalten. Und für ängstliche Gemüther besitzen sie den Thongefäßen gegenüber den Vorzug der Unzerbrechlichkeit, was bei Verwendungen in der Festzeit gewiß von Bedeutung ist und manche Sorge erspart. Die dankbare und einfache Arbeit, die feinerer Vorkenntnisse im Zeichnen oder Malen erfordert, bringt bei geschmackvoller Zusammenstellung und sorgfältiger Ausführung, — und welche Dame ließe es daran fehlen, — stets eine brillante Wirkung hervor. Durch die glänzenden Farben kommen die gefälligen Muster wirksam zur Geltung und können durch Anwendung von farbigen Bronzen noch an Reiz und Schönheit gewinnen.

Seine moderne Briefpapiere in eleganter Verpackung bilden stets ein willkommenes Geschenk, das auf freundliche Aufnahme rechnen kann; deshalb mag gerade jetzt der Hinweis auf einige hervorragende Neuheiten angebracht sein. Zunächst verdienen die neuen Formen der Couverts Erwähnung; dieselben haben, entsprechend der Form der Billet-Papiere, welche in der Mitte, der Höhe nach, gefaltet werden, nicht mehr eine gleichseitige Gestalt, sondern erscheinen schmal und lang, mit breitem eigenartigen Ueberflage. Hochfein und in der eleganten Damenwelt besonders beliebt sind die zartgeblühten Atlaspapiere mit Goldschnitt in sehr schönen, matten Nuancen; namentlich zählt Bronze (grünlich), Gloire de Dijon (rosenfarben) und Frieden zu den Neuheiten der Saison. Die Verpackung besteht meist aus einem eleganten farbigen Carton mit einem Blumenstrauße in Runddruck und zierlichen Schleifen geschmückt; doch kann auch noch eine viel reichere und vornehmere Ausstattung gewählt werden. Die wunderhübschen, dauerhaft gearbeiteten Kästen, welche auf der Oberseite in breiter farbiger Plüsch-Umrahmung eine anmutige Landschaft aufweisen, werden gewiß jeder Dame Freude bereiten; denn da die Brücke im Innern, welche Bogen und Couverts trennt, zum Herausnehmen eingerichtet ist, können die zierlichen Behälter nach Verbrauch des Inhaltes auch zu anderen Zwecken dienen. Sehr beachtens- und empfehlenswert sind die unzerbrechlichen Brief-Couverts „Ideal“, bei welchen ein Papierstoff, der sich durch milde und klare Weiße auszeichnet, zur Verwendung kommt und die bisher übliche Härzung der Innenseite unnötig macht. Zweckmäßige und elegante Papier-Ausstattungen, die einen größeren Vorrath an Schreibmaterial bieten, sind in reichhaltiger Auswahl und geschmackvollen Mustern vorhanden. Darunter nimmt sich ein Carton mit Moosrosen-zeichnung sowohl geöffnet wie geschlossen ganz reizend aus. Die Füllung, je 25 Bogen und Couverts, besteht aus weissen Eisenstein- und rosa Atlaspapier und ist nach den Farben abwechselnd geordnet, was eine sehr gefällige Wirkung hervorbringt.

Allerlei Weihnachtsgebäck. Weiße Nürnberger Lebkuchen. — Man rechnet auf 1/2 Kilo feinsten Weizenmehls ebenso viel fein gesiebten Zucker, zehn Eier, 375 Gr. Mandeln, 100 Gr. Citronat, ebenso viel Orangenschale, 10 Gr. Nellen, 10 Gr. Zimmt, 3 bis 5 Gr. Cardamom, 5 Gr. Muskatblume, die Schale einer Citrone und 15 Gr. gereinigtes, in etwas Rosenwasser oder Milch aufgelöstes Potasche. Das Mehl muß trocken, warm und fein gesiebt sein; die Citronenschale, Citronat und Orangeat, wie die abgezogenen und im Ofen gerösteten Mandeln werden zu kleinen Würfeln geschnitten und die Gewürze gestoßen. Nachdem man acht Eigelb und zwei ganze Eier stark geschlagen hat, fügt man den Zucker unter tüchtigem, anhaltendem Rühren darunter, hierauf die Gewürze, dann das Mehl mit der Potasche und zuletzt den Schnee von acht Eiern. Die Masse wird fingerdick auf länglich viereckig geschnittene Oblaten gestrichen und mit einem breiten Messer gut vertheilt; doch muß man rings herum einen schmalen Rand stehen lassen, damit der Teig nicht herunter läuft. Es ist rathsam, die Lebkuchen nicht sogleich zu backen, sondern die mit Papier belegten Bleche, auf welche die Oblaten gesetzt sind, über Nacht stehen zu lassen; die Kuchen werden dadurch glatt und bekommen eine Haut. Vor dem Backen, das in einem nicht zu heißen Ofen geschehen muß, verziert man sie mit abgezogenen und gespaltenen Mandeln.

Basler Leckerli. — In der Schweiz fehlen auf den Weihnachts-tischchen selten die Basler Leckerli, und die meisten Hausfrauen suchen ihren Stolz darin, die schmackhaften und gewürzigen Pfefferkuchen tadellos selbst zu bereiten. Für keiner Abweichungen in der Menge der Gewürze kommt im Allgemeinen das folgende, oft erprobte Rezept zur Anwendung: 1/2 Kilo Honig (womöglich

mehrfähriger) wird aufgelöst, 1/2 Kilo gestoßener Zucker dazu gethan und die Masse nochmals zum Zeigen gebracht. Wenn sie ein wenig abgekühlt ist, fügt man die übrigen Zutaten hinzu, nämlich 1/2 Kilo Mandeln, 125 Gr. Citronat, 125 Gr. Orangenschale, Alles klein zerschnitten, und zwar die Mandeln mit der Schale, ferner 15 Gr. gestoßenen Zimmt, 8 Gr. gestoßene Nellen, eine geriebene Muskatnuss, die fein gewiegte Schale von zwei Citronen und ein Kilo gewärmtes, feines Weizenmehl. Nachdem man noch ein Gläschen Kirchwasser (in Ermangelung dessen Arrac oder Cognac) dazu gegossen hat, wird die Masse gut durchgearbeitet und zuletzt mit den Händen zu einem festen Teig geknetet. Derselbe bleibt einige Tage an einem warmen Orte stehen, dann wird er auf einem Brett in einzelnen Theilen durchgearbeitet und bis zur Stärke von zwei Messerrücken aufgerollt. Man scheidet nun Stücke von der Größe eines Kortenblattes aus und legt dieselben dicht neben einander auf ein mit Mehl bestäubtes Blech. Die Leckerli müssen in einem heißen Ofen hübsch bräunlich gebacken werden. Nach dem Herausnehmen wendet man sie und bröckelt das Mehl ab; dann verzieht man sie mit gestochter Zuckerglasur, welche man mit einer Bürste schnell auf das Backwerk reibt. Die Leckerli müssen später nicht gleichmäßig glasirt, sondern weiß gefleckt aussehen, brauchen auch nicht noch einmal in den Ofen geschoben zu werden, da die Glasur bald trocknet.

Französische Pfefferkuchen. — Seit Jahrhunderten werden die französischen Pfefferkuchen in derselben Weise gebacken und erfreuen sich noch immer der gleichen Beliebtheit. Das folgende Rezept kam schon vor mehr als 200 Jahren durch französische Flüchtlinge, die es aber lange als Geheimniß hüteten, nach Deutschland. 400 Gr. süße und 100 Gr. bittere Mandeln werden abgezogen und fein gerieben, 12 Gr. Zimmt, 6 Gr. Schwärznelken und 3 Gr. Cardamom gestoßen. Diese Gewürze mischt man mit 1/2 Kilo feinstem Wiener Weizenmehl und fügt noch die Schale einer Citrone und eine Stange Vanille (beides einzeln fein gewiegt) darunter. In einer Casserole bringt man nun 625 Gr. Honig mit 850 Gr. fein geriebenem Zucker zum Kochen, gießt die gut vereinigte Masse noch kochend über Mehl und Gewürze und verührt Alles tüchtig. Jetzt werden noch 25 Gr. in Wasser aufgelöstes Potasche dazu gethan und so viel Mehl hineingeknetet, bis der Teig nicht mehr fließt und sich auerollen läßt. Nachdem er fein, nur in der Stärke eines Messerrückens ausgewalzt ist, scheidet man mit einem Weingläse runde Kuchen aus. Dieselben werden auf ein mit Mehl bestreutes Backblech gelegt und in fünf bis sieben Minuten matt hellbraun gebacken. Auf die richtige Hitze und das schnelle Baden kommt es wesentlich an, denn wenn sie länger im Ofen bleiben, werden sie zäh und trocken. — Bei genauer Befolgung dieser Angaben erhält man etwa 100 vorzügliche Pfefferkuchen.

Italienische Mandelspäne („Mandorlatti“). — 100 Gr. süße und einige Gramm bittere Mandeln werden abgezogen, fein gerieben, mit dem heißen Schnee von zwei Eiweiß, der auf Zucker abgeriebenen Schale einer Citrone und 100 Gr. gestiebtem Zucker vermischt. Nach Belieben kann man etwas Zimmt, einige gestoßene Nellen und Orangenschale-Wasser dazu thun. Häufig kommen auch statt der geriebenen in Streifen geschnittene Mandeln zur Verwendung. Die Masse wird einen Cent. hoch auf Oblaten gestrichen und mit Oblaten bedeckt; zu diesem Zwecke schneidet man 12 Cent. lange und 2 1/2 Cent. breite Streifen. Die Mandelspäne, welche auf ein mit Wachs bestrichenes Blech gelegt werden, bedürfen nur einer gelinden Wärme beim Baden, denn sie müssen weich und weich bleiben.

Schwäbische Butterkugeln. — Fünf ganze Eier werden eine Stunde mit 500 Gr. Puderzucker geschlagen, dann mischt man 500 Gr. bestes Auszugsmehl hinzu, arbeitet den Teig tüchtig durch, mangelt ihn aus und scheidet ihn mit kleinen beliebigen Formen aus. Zu gutem Gelingen ist ein zwölfstündiges Rasten des Teiges nöthig, man bereitet ihn daher am besten des Abends und bäckt ihn am nächsten Morgen auf einem fein bestäubten Blech, bei mäßiger Ofenhitze, hellgelb.

Franfurter Bunde. — 500 Gr. Mandeln stoßt man mit Rosenwasser ganz fein, und rührt sie mit eben so viel feinem Zucker auf dem Feuer, bis sie, — geröstet, — sich trocken anföhlen. In einem mit Zucker ausgestreuten Kaps gethan, bleibt die Masse, mit einem Tuche bedeckt, bis zum folgenden Tage an einem kühlen Platze stehen; dann schüttet man sie auf ein Backrett, giebt 65 Gr. feines Mehl und ein Eiweiß hinzu, arbeitet sie gut durch und mangelt sie etwa 1/2 Cent. dick aus. In kleine, mit Mehl bestäubte Formen gedrückt, bleiben diese abermals 24 Stunden stehen, um zu trocknen, dann werden sie auf ein mit Wachs bestrichenes Ofenblech gestürzt und bei mäßiger Hitze gebacken.

Schweizer Haselnuß-Leckerli. — 375 Gr. abgeschälte Haselnüsse und 200 Gr. gehäutete Mandeln werden zusammen im Mörser gestoßen, wobei man sie ein wenig mit Eiweiß oder Rosenwasser anfeuchtet. Dann vermischt man sie mit 1/2 Kilo gestoßenem Zucker, der feingewiegten Schale einer Citrone, zwei Eßlöffel Kirchwasser, 80 Gr. Mehl und dem zu festem Schnee geschlagenem Weizen von acht Eiern, wirkt alles gut durcheinander, rollt den Teig in Stärke eines Messerrückens auf, schneidet ihn in kleine längliche Vierecke und bäckt ihn auf einem mit Butter bestrichenen Blech. Sobald die Leckerli gar geworden, werden sie mit einem aus Wasser und Puderzucker gelöchten dünnen Syrup bestrichen, dann läßt man die Glasur im Ofen trocknen.

Haselnuß-Matronen sind gleichfalls vorzüglich; sie bestehen aus 125 Gr. geschälten Haselnuß-Kernen, die mit ebenso viel gebrühten und abgezogenen Mandeln gestoßen, mit sieben Eiweiß gerieben, mit 375 Gr. feinem Zucker und der zuvor auf diesem abgeriebenen Schale einer Citrone, vermischt in beliebig großen Häufchen auf Papier oder Blase gesetzt, länglich oder rund geformt im Ofen mehr getrocknet als gebacken werden. Erstaltet befeuchtet man, — wenn man sich des Papieres bedient, — die Rückseite derselben und löst so die Matronen auf leichte Weise los.

Zwei Weihnachtsgetränke. — John Collins (amerikanisch). Ein großes Weinglas Whisky wird mit dem Saft einer Citrone, einem Dessertlöffel reinen Syrups und einem halben Wasserglas ganz fein geschlagenen Eises vermischt und so lange geschüttelt, bis das Ganze eine leicht gefrorene Masse bildet. In ein größeres Gefäß geschüttelt, setzt man der Mischung einen Löffel Curacao und eine halbe Flasche Brause-Vinonade oder Sodawasser zu.

Wassail-Bowle ist eine altenglische Weihnachtsbowle, die am Christabend bereitet, mit einem Kranz von Eichen oder Stechpalmen geschmückt, auf den Tisch gebracht wurde, und noch jetzt in vielen Gegenden Englands gebrant wird. Auf eine Bowle von vier Flaschen Weißwein nimmt man eine kleine geriebene Muskatnuss, zwei Gewürznelken, 1/2 Gr. gestoßenen Ingwer, ein Blatt Macis, ein fingerlanges Stück feines Zimmt, vier bis sechs Coriander- und Cardamomkörner, thut Alles dies in eine kleine, sehr saubere Casserole, gießt 1/2 Liter Wasser über, läßt das Ganze einmal aufkochen und gießt es durch ein feines Tuch in ein passendes großes Gefäß. Man gießt man den Weißwein, dem man nach Belieben Portwein, Sherry oder Madeira zusetzen kann, hinzu, läßt ihn auf mäßigem Feuer heiß werden und scheidet ihn mit ungefähr 600 Gr. feinem Zucker. In die für den Punsch bestimmte



Nachdruck verboten.

Winterzauber. — Es ist der Morgen vor dem heiligen Abend. Trotz des Bodagra's, das ihn plagt, hat der Herr Baron doch anspannen lassen, um selbst nach der Stadt zu fahren und noch einige notwendige Einkäufe zu besorgen. Tiefe Stille herrscht im Walde, nur die Räder knirschen leise in dem weichen Schnee, und aus dem Dickicht tönen die gleichmäßigen, kräftigen Schläge eines Specktes. In der Ferne liegt der Winternebel wie ein duftiger Schleier über der Straße, aber hier im Walde ist die Luft rein und klar; frisch und belebend dringt sie zu dem geöffneten Wagenfenster herein. Unwillkürlich hebt sich die Brust des alten Herrn, und etwas wie warmes Behagen strömt trotz der Kälte durch seine Glieder. Da begegnet ihm Vene, die Tagelöhnersfrau, die sich eine Last Holz geholt hat, um ihren Kindern zum heiligen Abend eine warme Stube zu machen. Viel mehr kann sie ihnen leider nicht bieten: ein Keller mit Kapseln und Nüssen und ein Körbchen mit Kuchen, welches sie von der gnädigen Frau bekommen hat, das ist Alles. Aber sie ist democh vergnügt, und rüstig schreitet sie trotz ihrer schweren Last daher. „Guten Morgen, gnädiger Herr, wünsch' die Gesundheit!“ ruft sie mit heller Stimme, als sie dem Wagen begegnet. Der Baron, welcher bei solchen Grüßen gewöhnlich nur mürrisch mit dem Kopfe nickt, freut sich des treuerherzigen Wunsches und antwortet mit einem lauten, freudlichen „Guten Tag, Vene!“, bei dem die brave Frau vor Schreck beinahe ihre Last fallen läßt. „Das arme Weib muß sich auch redlich plagen“, denkt der Baron im Weiterfahren, „ich werde ihrem Christian eine warme Jacke aus der Stadt mitbringen.“



Bowle thut man zwölf recht feine, schaumig geschlagene Eigelb und das zu Schnee gequirlte Weißer derselben. Sobald nun der Wein heiß zu werden beginnt, schöpft man nach und nach einige Kellen desselben zu den Eiern, verrührt diese gut, und giebt unter beständigem Schlagen allmählig den übrigen kochenden Wein hinzu. Sobald das Getränk gehörig schaumig geworden, legt man zwölf gute, in der Schale gebratene Kefel hinein, und füllt die Bowle ein.



Nachdruck verboten.

**Gemalte Gobelins.**

Seit im frühen Mittelalter die Ritterfrauen und Edel-Fräulein mit kunstgeübter Nadel ihre Rücklagen schufen, seit im fünfzehnten Jahrhundert zu Arras die ersten Wandbehänge gewirkt wurden, deren figürliche Darstellungen in den Arazzi Rafael's zu höchster künstlerischer Vollendung gelangten, seit die Manufacturen von Beauvais und Aubusson, Brüssel und Paris alle Frunskemächer mit kunstvollen, in Bildern gewirkten Tapeten füllten und die von Jean Gobelins gegründete Manufactur der Gobelins allen diesen Tapissereien den einheitlichen Namen gab, so lange schon ist solcher Wand Schmuck stets die vornehmste Zierde des Hauses gewesen. Die große Kostbarkeit der Gobelins ließ sie freilich auf einen kleinen Kreis Bevorzugter beschränkt bleiben. Die immer wieder erneuten Versuche, durch Malerei mit dem Pinsel, auf Stoff das Gewebe nachzuahmen, schlugen lange Zeit hindurch fehl; stets verdeckten die Farben die Textur des Gewebes, jedoch legerem der Charakter der Gobelins genommen wurde, und die Malerei für sich bestehend hervortrat. Erst unserer erfindungsreichen Zeit war es vorbehalten, das Geeignete zu schaffen.

Auf extra hierzu gewebter Leinwand, mit besonders für die Malerei auf Stoff präparierten Farben, treten die tadellos gemalten Gobelins den echten so nahe, als dies überhaupt zu erreichen ist. Die äußerst transparenten Farben saugen sich in den Stoff ein, lassen jedoch den Faden des gerippten Gewebes klar hervortreten, sodaß durch die Malerei, trotzdem sie den Grundstoff deckt, die Textur desselben nicht verloren geht, sondern die Gobelins-Wirkung erhöht wird.

Die Ausführung dieser Gobelins bietet eine interessante, selbst den Laien in der Malerei nicht unzugängliche Arbeit. Die sogenannte Gobelins-Leinwand ist in verschiedenen grauen oder gelblichen Leinentönen, wie in verschiedenen Stärken und Breiten im Handel vorrätig. Die Gobelins-Farben sind flüssig und werden in kleinen Glasflaschen verkauft; sie bestehen aus einer Scala von dreißig Farben, vermittelt deren man durch Mischung jede beliebige Nuance erzielen kann; die Farbenflaschen müssen jedoch gut verschlossen gehalten werden. Zum Malen bedient man sich der Harter- und kurzen Borstenpinsel in verschiedenen Stärken; jede Farbe verlangt ihren besonderen Pinsel, welcher stets sofort zu reinigen ist. In den echten Gobelins sind die Farben begrenzt, was durch die Art ihrer Herstellung bedingt wird; deshalb sollte bei der Imitation diese Eigenthümlichkeit möglichst beibehalten und die Farbe in abgesetzten Tönen aufgetragen werden.



Gobelins-Malerei. Kleine Uebersicht eines Gobelins mit Spruchbänder tragenden Figuren. Original-Tapissiererei des XV.—XVI. Jahrhunderts. Sammlung des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins zu Frankfurt a. M.



Gobelins-Malerei. Einzelne Bildfläche nach einem Gobelin des XIV.—XV. Jahrhunderts, 95 Cent. hoch, darstellend das Leben der Madonna in einzelnen Bildern. Deutsche Original-Tapissiererei. Eigene Sammlung.

Die Vorzeichnung. — Veränderungen der Größe erreicht man bekanntlich am besten mittelst des Quadratinetzes, — ist nur in Contouren auf den Stoff zu bringen. Am besten geschieht dies, indem man, die Kurvlinien der Zeichnung mit einer Nadel durchlöchernd, eine Schablone herstellt und diese mittelst eines Puderbeutels mit Kohlenpulver auf die zuvor in einen festen Holzrahmen gespannt Leinwand überträgt. Mit dunkler Farbe, doch in sehr feinen Strichen, zieht man hierauf die Contouren nach und kann nunmehr mit dem Malen beginnen, sobald die sämtlichen wünschenswerthen Farbentöne in ausreichender Menge vorbereitet wurden. Das Auftragen der Farben muß sehr verdünnt geschehen; je zarter sie aufgelegt werden, um so echter wirkt die Malerei, für welche ein wirkliches Bildgewebe immer die beste Vorlage sein wird.

Alle Musterungen schöner alter Gobelins, die Ornamente, wie ihre Blumenstücke, und selbst reiche figürliche Darstellungen lassen sich auf diese Weise nachbilden.

Die kleine Wiedergabe ist eine einzelne Bildfläche aus einem interessanten Gobelin — 95 Cent. Höhe — der in einer Reihe von Bildern das Leben der Madonna behandelt. Solche kleine Darstellungen eignen sich ganz besonders gut zum Copieren, und alte Werke, wie die originellen Bilder Hans Burgkmair's, Wenzel Hollar's etc., auch der Feuerbrand und ähnliche Bibliotheks-Kleinodien geben so gute Vorlagen, wie Kupferstiche und Photographien nach wirklichen Gobelins, gleich dem, welcher unierer Wiedergabe zu Grunde liegt: ein Chorstuhl-Dorjale aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die wohl-gelungene gemalte Copie nach einem flächtigen kleinen Gobelin — 68 Cent. hoch — welcher im Jahre 1882 auf der Ausstellung von Kirchenschätzen in Frankfurt a. M. allgemeines Aufsehen erregte, geben wir in zwei Abbildungen, die dem Reiz des Originalen völlig gerecht werden. Sie zeigen in gleichmäßiger Wiederkehr eine Frauengestalt in reichem schleppenden Gewande und kleine Zwischenfiguren, welche aus Zweigen hervorstachen und gleich den Hauptgestalten Spruchbänder tragen. Derselbe Spruch: „der welt ere liebt nur jere salz sie ist“ wiederholt sich wie die Figuren; nur die Farben der Gewandung wechseln.

**Briefmappe.**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

- Obstflecke. — Wie beseitigt man Obstflecke aus Wäscheblenden? Frau H. in Budapest.
- Wasserflecke in Möbeln. — Wie kann man Wasserflecke aus matten Kuchbaum-Möbeln entfernen? G. A. in D.
- Ausgestopfte Vögel. — Wie schützt man ausgestopfte Vögel gegen Mottenfraß? Mathilde K. in Hamburg.

**Antworten.**

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitensahlen hinter den Schlüsselworten hin.)  
**Sechsgespann (112).** — Ich hatte als großer Pferdefreund im vergangenen Jahre Gelegenheit, die Pferde, welche in der betreffenden Anstalt offenbar gemeint sind, in Dervenhausen zu sehen, und erlaube mir daher, hiermit die gewünschte Auskunft, soweit ich es vermöge, zu ertheilen:  
 Unbenutzt schon seit 1870, nur täglich in Gang gehalten, aber um keinen Preis feil, stehen in Dervenhausen zehn Pferde des ehemals königlich hannoverschen Markstalles, und zwar ein Sechsgespann, Rosenschimmel (weiß geboren), und ein Vier-Gespann, Habbellen (Mähne und Schweif braun). Der Schweif reicht bei allen zehn Pferden bis zum Boden.  
 Zu den Schimmeln, die, wenn sie warm werden, rösig anlaufen und deren Mäuler fleischfarben aussehen, giebt es ein hochrothes, zu den Habbellen ein lichtblaues Gala-Geschirr.  
 Wann die aus dem königlichen Gestüt stammenden Thiere aufgestellt worden sind, habe ich leider zu fragen unterlassen. Woher sie sollten ergänzt werden, wenn eins in Abgang läme, ist wohl noch schwerer zu sagen, da es derartige Seltenheiten, zumal so groß und stark, kaum mehr geben dürfte.  
 Dr. phil. G. in D.

**Tabaksqualm (128).** — Die Wissenschaft bestätigt, was durch die Erfahrung längst bekannt ist, daß die Speisen mehr oder minder empfindlich sind, leicht durch fremde starke Gerüche leiden und dadurch im Geschmack beeinträchtigt werden. Wie vorsichtig schützt deshalb die sorgsame Hausfrau Butter, Fleisch, Kaffee und andere Eßwaaren vor allen schädlichen Einflüssen und insbesondere auch vor Tabakrauch, trotz des gelegentlichen Spottes des Herrn Gemahls, der die nachtheilige Wirkung des Qualms meist nicht zugestehen mag. Die Wissenschaft aber hat den Damen recht gegeben und mannigfache Experimente, namentlich des Forschers Bourrier beweisen, daß Speisen, die längere Zeit starkem Tabakrauch ausgesetzt sind, die giftigen Eigenschaften des Nicotins annehmen und beim Genuß gesundheitschädigend wirken. Ramentlich leiden weiche Speisen, frischgeschlachtetes Fleisch, Fett etc. durch die Rauchniederschläge, während harte und trockene Nahrungsmittel weniger den verderblichen Einflüssen des Nicotins ausgesetzt sind. Vielleicht geht Bourrier zu weit, wenn er viele Krankheitserscheinungen, deren Ursache unbekannt ist, auf den Genuß nicotinhaltiger Speisen zurückführen will; jedenfalls aber ist Vorsicht anzurathen und die ängstliche Sorge der Damen, die Eßwaaren vor längerer Einwirkung des Cigarrenrauchs zu schützen, voll berechtigt.  
 Ernst K. in Greifswald.



Gobelins-Malerei. Spruchbänder tragende Figuren aus einem Gobelin des XV.—XVI. Jahrhunderts. Original-Tapissiererei: Mitteldeutscher Kunstgewerbe-Verein zu Frankfurt a. M.







